

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 23

Artikel: Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sternersche in Sport und Bild

Nr. 23 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 3. Juni

□ □ Bergfrühling. □ □

Von Gottfried Keller.

Der Lenz ist da; die Lawine fällt,
Sie rollt mit Tosen und Sausen ins Tal;
Ich hab' mein Hüttlein daneben gestellt
Auf grünende Matten am sonnigen Strahl,
Und ob auch die Laue mein Hüttchen trifft
Und nieder es führt im donnernden Lauf —
So bald wieder trocken die Alpentrift,
Bau ich mir singend ein neues auf.

Doch wenn in meines Landes Bann
Der Knechtschaft verheerende Löwin fällt,
Dann zünd' ich selber die Heimstatt an
Und ziehe hinaus in die weite Welt!
Hinaus in die Welt, in das finstre Reich,
Zu dienen im Dunkel dem fremden Mann,
Ein armer Gesell, der die Sterne gleich
Der Heimat nimmer vergessen kann!

Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

4.

Lisbeth war in den Mitteilungen über ihre Herzensneigung stets zurückhaltend gewesen, vielleicht, weil Eberlin nicht zu den begehrtesten jungen Männern in Grafenegg gehörte, sondern einigermaßen als Sonderling galt, vielleicht, weil sie sich eines innigeren Gefühls bewußt war als die andern. Und die Zeit machte sie noch verschwiegener; denn mit den Jahren wuchs die Überzeugung in ihr, daß für sie die große Überraschung von Eberlin und von keinem Andern kommen müsse. Und nach und nach verwandelte sich ihr jede Andeutung über dieses Thema in eine Verheißung. Das Gefühl, daß die Tanten, Basen und Freundinnen, daß alle, die sie kannten, mit ihr das große Ereignis erwarteten und es ihr voraus sagten, wurde für sie eine Zufiicherung, daß es nicht ausbleiben könne.

Die Eltern nahmen zwar zu dieser Zukunftsmöglichkeit eine andere Stellung ein als die fernerstehenden Bekannten und Verwandten. Wenn in ihrer Gegenwart Andeutungen gemacht wurden, daß Lisbeth sich verheiraten könnte, so wurden diese zurückgewiesen oder mit bedeutungsvollem Schweigen übergangen, als wäre etwas Unschönes gesagt worden. Jede Huldigung für Lisbeth beantwortete der Bürgermeister mit einer drohenden Haltung. Und wenn Vater oder Mutter doch einmal eine Neckerei nicht zurückhalten konnten, so hatte Lisbeth das Gefühl, als würde ein Licht angestrahlt, um ihre innersten, vielleicht unschönen Gedanken zu beleuchten.

Am wohlssten war es Lisbeth mit diesen scheuen Gefühlen bei ihrem Bruder Erwin. Der zarte Knabe, den die körperlichen Mängel vorzeitig für die Ereignisse des innerlichen Lebens empfänglich gemacht hatten, besaß ein früh entwickeltes Verständnis für die Empfindungen der Anderen, und es war Lisbeth, als errate er ihre unausgesprochenen Grübeleien, so feinfühlig wußte er auf ihre Stimmung einzugehen, zu schweigen, wenn sie nicht reden möchte, und sie zu unterhalten, wenn sie Verstreitung wünschte.

Ihren Freund sprach Lisbeth während diesen Zeiten nur ein- oder zweimal im Jahr in den Universitätsferien. Wenn dann Eva, die gegenüber der Apotheke zum „Widder“ wohnte, ihr meldete, daß der junge Eberlin wieder im Lande sei, begann für sie eine unruhige und hoffnungsfrohe Zeit. Täglich fand sie einen Grund, um auszugehen und über den Marktplatz beim „Widder“ vorbeizuwandern. Unzählige vergebliche Gänge tat sie so, und wenn sie nach Hause kam, hatte sie schon den Vorwand ausgeschüttelt, um am nächsten Tag wieder den gleichen Weg zu machen. Sie wußte wohl, daß Eberlins Fenster nach dem Garten ging und daß er in den Ferien fleißig arbeitete. Aber sie erreichte es meist doch, ihn einmal anzutreffen, und diese kurze Begegnung allein gab ihr Stoff für ihre wachen Träume. Wie er sie angesehen, wie er gegrüßt, ob er sich verändert hatte, das waren Fragen und Beobachtungen, mit denen sie sich wochenlang beschäftigte.

Aber fast immer führte sie auch ein geselliger Anlaß zusammen. Und nie versäumte Eberlin die Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit Lisbeth. Er benahm sich nicht mehr schüchtern wie als Jüngling, obgleich ihm gewisse Hemmungen im Verkehr geblieben waren; aber gerade der Umstand, daß er nicht drauflosschwatzte wie die andern jungen Leute seines Alters, die nicht fertig wurden, von ihren Studentenstreichen und andern Heldentaten zu erzählen, und daß ihm billige Hofmacherei versagt war, machte ihn ihr um so lieber. Wenn ihm die Rede stockte, sobald ein warmes Gefühl seine Gedanken begleitete, so erschien ihr das als ein Zeichen einer feineren Veranlagung. Ihre Unterhaltungen waren allgemeiner Art; von seinem Studium, von ihrem Leben in Grafenek, von seinen Büchern, von den Eindrücken, die ihm Ausflüge und kleine Reisen hinterließen, sprachen sie, und nur der Ton, in dem dies oder jenes gesagt wurde, sein Blick, den sie auf sich ruhen fühlte, und sein langer, fester Händedruck zum Abschied sagten ihr das, was sie zu wissen wünschte. Immer jedoch blieb ihr das Gefühl zurück, als hätte sie einen Augenblick in einer Welt verweilt, die lebendig, voller Bewegung und Erfahrung war, und der gegenüber ihr tägliches Leben kahl und in Gleichförmigkeit erstarrt schien.

Einen ihrer schönsten Tage verlebte Lisbeth im Herbst, als sie ihr einundzwanzigstes Jahr vollendet hatte. Es war ein beliebtes Vergnügen der Grafeneder, in größerer Gesellschaft eine Dampferfahrt stromaufwärts zu machen, besonders an schönen Herbsttagen, wenn das rote Rebgebäude und die bunten Wälder das Stromland mit leuchtender Pracht umkränzten. Durch die Fürsprache von Evas Eltern hatte Lisbeth ausnahmsweise die Erlaubnis erhalten, mit Altmanns und einer Gesellschaft von jungen Leuten eine Dampferpartie mitzumachen. Die gute und lebenslustige Eva hatte für sie eine Überraschung vorbereitet: Eberlin war mit bei der Gesellschaft.

Dieser Nachmittag war in Lisbeths Erinnerung in lauter goldenen Herbstsonnenschein getaucht. Sie saß am Schiffstrand, dicht überm blauen Wasser, und Eberlin neben ihr. Heitere Landhäuser mit blumentreichen Gärten zogen vorüber, Kindergesang und Hundegelbell erscholl vom Ufer, dann wurde es stiller, leuchtende Rebberge bedeckten die Hänge vom blauen Strom bis an den blauen Himmel, und nun verengte sich das Strombett, bunte Wälder berührten mit braungoldenen Zweigen das Wasser, kühler war es da und ganz still, ein würziger, feuchter Geruch wehte vom Walde über das Schiff, die Sonne schien in einzelnen Strahlen durch die Kronen der Bäume, Mücken und Staub tanzten darin. Und plötzlich öffnete sich das Gelände wieder, in warmer Sonne lag breit das ländliche Gasthaus da mit einer roten Weinlaube dicht am Strom. Schon waren die Tische mit weißen Tüchern belegt und der Rotwein funkelte in den Flaschen. Man stieg aus und setzte sich zu Tisch.

Nun kam die Wirtin mit der enormen Fischplatte auf den Armen und bald waren die knusprigen Fledchen verteilt und zwischen den Tellern reihten sich die Gläser mit dem würzigen Landwein. Lisbeth nahm an dem Essen und Trinken kaum teil; aber auch ihr wurde noch froher und wohliger zu Mut, als sich nun die Gemüter erwärmten

und man Gesänge anstimmte, die Eberlin mit einem schönen Tenor leitete. Für Lisbeth hatten diese Töne, die aus der unbekannten Seelenwelt ihres Freundes aufzusteigen schienen, etwas Herzbewegendes.

Der kurze Herbstnachmittag ging schon zur Neige, als das Schiff wieder stromabwärts schwamm. Vom Walde her wehte es abendlich küh und graue Nebel dunsteten unter den Zweigen hervor. Aus dämmrigen Verstücken flogen Wildenten auf, überquerten mit rauhen Schreien den Strom und verschwanden am Waldaum. Lisbeth, die am Bug des Schiffes stand, ließ sich von Eberlin ihre warmen Hölle umlegen und die kalten Hände reiben. Sie fuhren schweigend durch den Schatten und fühlten stärker ihr nahes Dasein. Dann tauchte das Schiff noch einmal ins goldene Licht. Mit dem raschen Stromgang flog es auf geröteten Wellen dem glühenden Westen entgegen. Die Sonne sank schon in einen goldgeränderten Wolkenstreif, aber noch war der Horizont voll roter Helle. Eine leichte Goldfurche zitterte im Wasser. Dann verfärbten sich Wolken und Wellen, die ganze Farbenharmonie noch einmal spiegelnd, und verblaßten endlich ganz. Es schien, als wäre eine herrliche Musik verstummt.

„Das werde ich nie, nie vergessen,“ sagte Lisbeth und wandte sich nach ihrem Begleiter um. Sie standen allein im Bug des Schiffes. Eberlin antwortete nicht, aber er nahm ihre Hand, beugte sich über sie und küßte sie wieder und wieder. In diesem Augenblick wußte Lisbeth, daß er nichts von der Pracht des Abends, sondern daß er nur sie gesehen und gefühlt hatte.

Über schon eilte das Schiff der Stadt zu und landete in wenigen Minuten. Der Weg nach Hause war nicht lang. Noch einmal trat Eberlin an ihre Seite und sagte: „Und wollen Sie im Frühjahr an mich denken, wenn ich das Examen mache, damit ich nicht durchfalle?“

„Ich werde an Sie denken,“ sagte Lisbeth, „aber Sie fallen nicht durch.“

„Und dann suche ich mir eine Stelle in einer schönen großen Stadt — doch Sie werden das alles hören.“

„Ach, Sie haben's gut!“ rief Lisbeth.

„Möchten Sie in einer großen Stadt leben?“ fragte Eberlin leise und dringend.

„Ich weiß nicht, was ich möchte! Hinaus möchte ich!“ Lisbeth begriff selber nicht, wie sie das sagen konnte. Wenn das ihre Eltern hörten! Aber es war als hätte ihr Eberlin diese Worte auf die Zunge gelegt und sie mußte sie sagen.

„Sie werden auch hinaustommen,“ antwortete er und drückte ihr fest und lange die Hand.

Und dann schloß sich hinter ihr das große Tor des Bürgermeisterhauses.

Für Lisbeth hatte nach diesem Nachmittag das Leben eine veränderte Bedeutung gewonnen. Was vorher ein unsicherer Wunsch gewesen war, wurde ihr nun zum festen Lebensziel. Sie gab sich dem Gefühl hin, daß sie erwidert wußte und lebte in freudiger Vorempfindung nur noch in ihrer eigenen Welt. Sie sprach wenig davon; doch konnte es den Eltern nicht entgehen, daß sie eine Neigung gefaßt hatte, und sie errieten auch, wem diese galt. Aber da sie wußten, daß Lisbeth sich keine Blöße geben würde und daß Eberlin fast immer abwesend war, so machten sie sich



Josef Heintz.

Venus und Adonis. (K. K. Hofmuseum in Wien.)

Josef Heintz (1564—1609) war der Sohn eines Baumeisters in Bern und Schüler von Hans Vock dem Ältern (1550—1624), dem Hauptvertreter der Basler Schule nach 1550. Heintz kam später durch Vermittlung des Kaisers Rudolf II. nach Rom und wurde dessen Hofmaler. In Berlin, Wien und an andern Orten befinden sich eine Menge von Zeichnungen und Gemälden, welche seinen Ruf und sein hohes Ansehen als Künstler rechtfertigen. Von zeitgemäßen und späteren Kunsthistorikern wird er sogar den größten Künstlern gleichgestellt. Die Museen in Bern und Zürich enthalten eine Anzahl seiner Werke. — Adonis, der Schönste der Jünglinge, feiert ein Liebesfest mit seiner göttlichen Freundin Aphrodite. Die ganze Aufmachung ist in die Welt der Renaissance hineingedacht und in klassisch strengen Formen interpretiert.

nicht viel aus dieser kleinen Gefühlssache. Sie konnte erst dann Bedeutung gewinnen, wenn der junge Mann einmal eine Stelle innehatte, die ihn und eine Familie ernährte. Der Bürgermeister hatte übrigens verschiedene passendere Partien für Lisbeth in Aussicht genommen, und er und die Mutter glaubten mit gelegentlich hingeworfenen Worten ausreichend dafür gesorgt zu haben, daß sich die Tochter nicht übertriebenen Gefühlen hingab.

Seitdem Lisbeth aber ihren Wünschen nicht mehr die Schranke des Zweifels entgegensezte, entwuchsen sie immer mehr ihrer Macht und ergrißen Besitz von ihrem Körper und Geist. Seitdem sie sich vorstellte, wie es wäre, für

den Menschen, der ihr am liebsten war, zu leben und zu sorgen, sein ernstes, in sich gekehrtes Wesen mit lauter Glück und Wärme zu erheitern, ihn, der nie die Fürsorge einer Mutter oder einer Schwester gekannt hatte, mit inniger Liebe zu umgeben, seitdem sie sich dies vorstellte, schien ihre Liebeskraft täglich zu wachsen, und das Bedürfnis, zu lieben und sich aufzuopfern, verzehrte alle andern Wünsche und Gefühle in ihr. Das war ihr Erwachen zum Frauentum, ein überwältigendes, bestimmendes Gefühl, rein und feurig, für das alle Auslegungen der Gelehrten, die niemals weiblich gefühlt haben, nur eine stümperhafte Zerkleinerung gewesen wären.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Werk-Wettbewerbe.

Von Hermann Röthlisberger, Bern.

Die Wettbewerbe der Zeitschrift „Das Werk“ (Verlag Werk A.-G., Bümpliz) sind im Sommer 1915 zum erstenmal eingerichtet worden. Sie sollen als Vermittlung dienen zwischen den Fabrikanten und Kaufleuten einerseits und den Künstlern andererseits. Denn in der großen Zahl an dekorativ-künstlerisch tätigen Leuten unseres Landes liegen Kräfte brach, die für unsern Handel und unsere Industrie nutzbar gemacht werden können. Gewiß, „nutzbar machen“,

so nüchtern und unpassend der Ausdruck auch auf das erste Hinsehen hin erscheinen mag. So oft schon ist es einer einsichtsvoll geleiteten Industrie gelungen, aus dem Zusammenarbeiten mit Künstlern Modelle zu erhalten, die hernach in der Ausführung und im Handel sich vorzüglich bewährten. Ich brauche bloß an den Anteil der Wiener Künstler zu erinnern, welche darauf hin, wie in Metallgeräten, Beleuchtungskörpern, Dosen, Schmuckstücken, in